

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 100 (1974)
Heft: 51-52

Artikel: Die Stadt in den Bergen
Autor: Heisch, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-513227>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE STADT IN DEN BERGEN

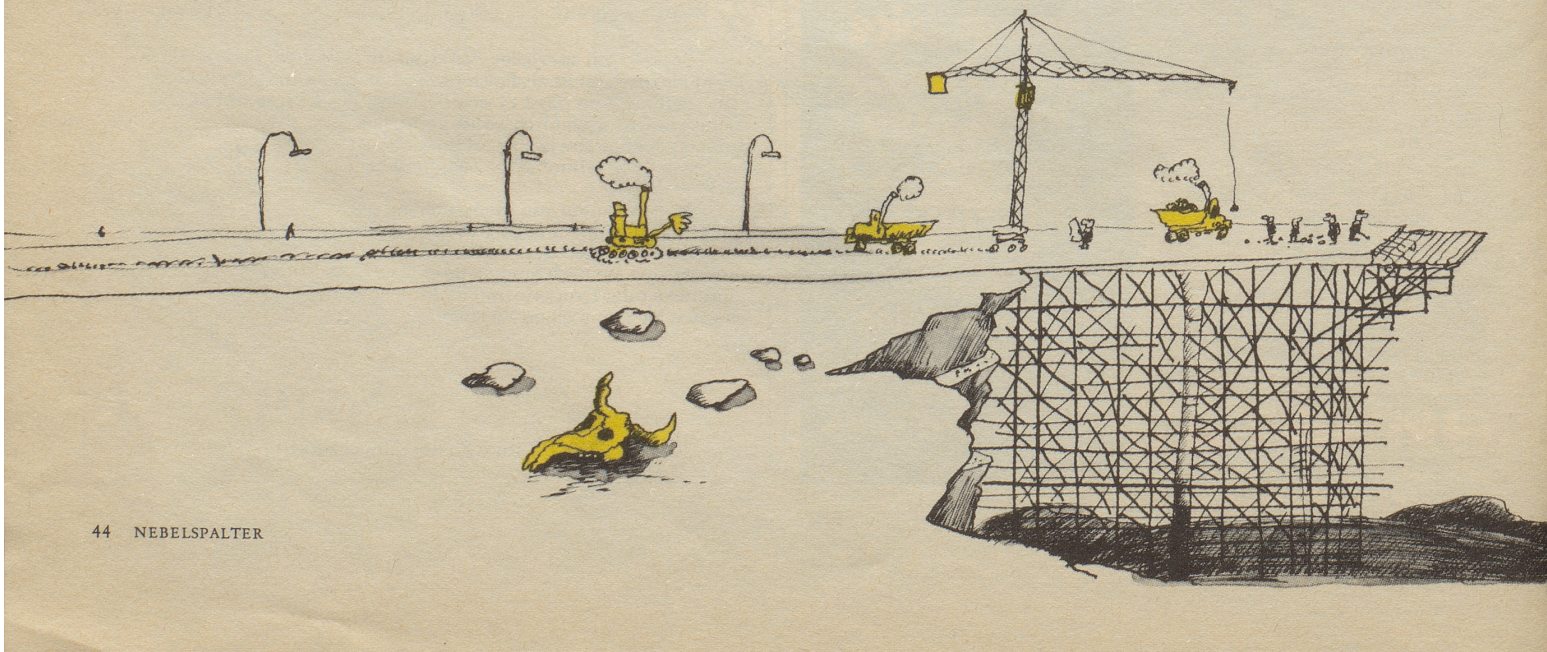
Es ist noch gar nicht so lange her, dass die Bürger des knapp zehntausend Einwohner zählenden Städtchens Tumani ein recht beschauliches Dasein fristeten. Obwohl im Herzen Neppotaniens gelegen, war Tumani doch nur sehr schwer erreichbar, da es sich in nahezu 2000 Metern Höhe auf einem kleinen Felsplateau des Grukonischen Schiefergebirges befindet, wo hinauf man nurmehr mit Mauleseln über einen schmalen, gewundenen Saumpfad gelangte. Die Reise, die von der Talsohle dem Lauf der reissenden Sirza entlangführte, konnte sich unter Umständen über mehrere Tage erstrecken. Ein Drittel des Weges war mit unförmigen Felsblöcken versperrt, an denen nicht selten sogar die Maulesel den Tritt verloren und in die Tiefe glitten. An manchen Stellen des Tobels häuften sich die Skelette zahlreicher Verunglückter, die auf unerreichbaren Felsvorsprüngen in der nur wenige Stunden am Tag vordringenden Sonne bleichten. Am Graneila-Pass, schon nahe der Baumgrenze, hatten tumanische Bürger eine stattliche Pyramide aus verstreut herumliegenden Knochenresten errichtet, die sie aus Gründen der Pietät und unter Einsatz ihres eigenen Lebens einzusammeln vermochten. Wer das über der Schlucht aufragende schreckliche Mahnmal, das in der Morgen- und Abendsonne eine blutige Verfärbung annahm, endlich erblickte, durfte sich als einen schlimmsten Gefahren Entronnener betrachten. Von nun an ging der Weg fast eben weiter, zwischen saftig-grünen Almwiesen hindurch, und nach ungefähr zwei Stunden stand man vor den Toren Tumanis. Trotzdem also eine Reise nach Tumani mit grossen Gefahren ver-

bunden war, übte das Städtchen dennoch auf viele Neppotanier eine geheime Anziehungskraft aus. Das ist nicht verwunderlich, wenn man sich vor Augen hält, was es dort oben alles zu bestaunen gab. Einmal war es die zauberhafte Umgebung Tumanis, welche unter den Fremden helles Entzücken löste. An den Felswänden bot sich das erregende Schauspiel imposanter Wasserfälle, die tosend niederstürzten und sich in einen glasklaren See ergossen, aus dem die liebliche Sirza hervorschlängelte, ehe sie, von den steilen grukonischen Felsformationen zur Raserei getrieben, wie eine wilde Furie das Plateau verliess. Die Vegetation war von einer unverwechselbaren Vielfalt und Eigenart, wie man sie sonst nirgends mehr zu sehen bekam. Besondere Berühmtheit genoss die Goldaurikel, die auf sumpfigen Wiesen sowie in windgeschützten Mulden wuchs und mit ihrem von feinem Goldstaub überpuderten Doppelstern die höchst seltsame Eigenschaft besass, nachts phosphoreszierend zu leuchten, so dass namentlich bei Vollmond die Wiesen und Berghänge rings um Tumani wie ein Spiegelbild des funkelnden Sternenhimmels erstrahlten. In den Wäldern hausten merkwürdige Tierarten, die sich seit Urzeiten in der Nähe der vegetarisch lebenden Tumanier erhalten hatten, wie etwa der Opibos, ein zottelmähniger Moschusochse mit schaufelförmigen Hörnern, das lipizzanerweisse Einhorn oder der Kakuang, ein Waldbeeren verzehrender Beutelaffe, der sich von Baum zu Baum schwingend fortbewegte und dabei unter den Tumaniern die Post verteilte, die er aus reiner Gefälligkeit in seiner Bauchtasche mit sich trug.

Zum andern schlug das Städtchen Tumani jeden Neuankömmling sofort in seinen Bann, da es von einer bizarren, aussergewöhnlichen Schönheit war. Rings um Tumani lag eine mehr als manns hohe Mauer aus weissem Marmor, der, das Auge schmerzend, in der Sonne glänzte. Sie schien allerdings weniger zur Befestigung als zur Unterstreichung der Vorzüge des Städtchens angelegt worden zu sein; denn die bronzehäutigen, stets heiter und ausgeglichen wirkenden Tumanier machten einen friedlichen Eindruck. Ihre winkligen, wabenförmig aneinandergereihten Häuser waren aus grukonischem Schiefer errichtet und wiesen auf den Fassaden prächtige Ornamente auf, überaus phantasievolle, feinziselierte Gebilde und Strukturen, die von einheimischen Gravirkünstlern, welche es in diesem Metier zu hoher handwerklicher Fertigkeit brachten, in mühevoller Kleinarbeit auf die Schieferplatten geritzt wurden. Das Rathaus überragte ein sich von Stockwerk zu Stockwerk verjüngender Turm, dessen Glockenstuhl aus einer Reihe meterlanger Stalaktiten bestand, die, in einer nahen Tropfsteinhöhle gebrochen, einen wunderschönen, zu jeder vollen Stunde ertönenden Klang erzeugten. An den Strassenecken waren steinerne Leuchter in der Form von Akanthusblüten befestigt, die mit ihren aus den Stengelfasern der Goldaurikel gefertigten Glühstrümpfen nachts einen milden Schein auf das reflektierende Kieselpflaster der engen Gässchen und Strassen warfen.

Das alles war, wie gesagt, noch zu jener Zeit, da Tumani, durch die natürlichen Hindernisse der grukonischen Berge streng abgeschieden von der Zivilisation, sein Eigenleben führte. Die wenigen Individualisten, welche sich damals unter Einsatz ihres Lebens nach Tumani wagten, fielen dabei kaum ins Gewicht und waren keineswegs imstande, die dortigen Lebensgewohnheiten so grundlegend zu verändern, dass es zu der nunmehr unaufhaltsam fortschreitenden Vernichtung der tumanischen Kultur beigetragen hätte. Hauptschuldig an der Entwicklung der Dinge – sofern man dabei überhaupt von Schuld sprechen kann – war der Besuch des bekannten neppotanischen Dichters Ruo Kismarte, der seine in Tumani empfangenen Impressionen alsbald unter dem Titel «Tumanische Tage» als Buch herausgab, worin er den Charme des grukonischen Bergstädtchens und seiner einzigartigen Umgebung in solch leuchtenden Farben beschrieb, dass in Abertausenden seiner Landsleute der begreifliche Wunsch erwachte, einmal im Leben dorthin zu gelangen.

Von nun an erlebte Tumani einen geradezu stürmischen Aufschwung. Zunächst begannen staatlich konzessionierte Bergführer Reisen nach Tumani zu organisieren, welche den Touristen ein Höchstmass an Sicherheit garantierten. Wenig später bewilligte Nisnu-Rerab den Kredit für die Errichtung einer Seilschwebebahn und kurz darauf, unter dem Druck der Oeffentlichkeit, die sich durch namhafte Vertreter der Automobilverbände, des Baugewerbes und der Vereinigung neppotanischer Reisebüros sehr prononciert zu ar-



tikulieren wusste, sogar den Bau einer vierspurigen Schnellstrasse nach Tumani, die nicht einmal ganz zwei Jahre Bauzeit in Anspruch nahm. Nach ihrer Fertigstellung war Tumani für jedermann leicht erreichbar, so dass die Fremden fortan in grosser Zahl erschienen, um sich mit eigenen Augen von den Schönheiten des grukonischen Felsplateaus zu überzeugen. Tumani stand plötzlich an erster Stelle der neppotanischen Ferienzeile. Hatte bis vor kurzem noch kaum jemand Notiz von Tumani genommen, so gehörte es mit einem Male zum guten Ton, dass man dort seine Ferien verbrachte.

Anfangs waren die Leute von Tumani zwar sehr erfreut über den unverhofft einströmenden Geldsegen. Aber mit der Zeit wuchsen ihnen die Dinge buchstäblich über den Kopf wie die Fremdensilos aus Beton, welche die alten Häuschen aus grukonischem Schiefer bald um mehrere Stockwerke überragten und ihre drohenden Schatten auf die Auen und Wälder von Tumani warfen. Diese Hotelbetriebe, denen tüchtige Spezialisten vorstanden, die aus den neppotanischen Städten kamen, da sie über das erforderliche Pinke-pinke (d. i. die neppotanische Bezeichnung für Know-how) verfügten, hatten übrigens zur Folge, dass die Tumanier allmählich nicht mehr ihrer gewohnten Beschäftigung nachgingen. Anstatt sich wie früher als Beeren-sammler, Kunstgraveure und Buttermacher unter freiem Himmel zu betätigen, konnten sie nunmehr in der angenehmen Nähe eines warmen Küchenherdes arbeiten oder sich beim Betten und Servieren nützlich machen.

Nach und nach zeigten sich in Tumani und seiner zauberhaften Umgebung die Spuren tiefgreifender Veränderungen. Als erste mussten die Alleebäume dran glauben, da sie den reibungslosen Fluss des ruhenden Verkehrs hemmten. Sie wurden gefällt und durch Bäume aus pflegeleichtem Plastic ersetzt, welche den unverkennbaren Vorteil boten, dass man sie in Stosszeiten aus ihrer Verankerung im Boden entfernen konnte. Ueber die Häuschen aus grukonischem Schiefer hatte die Regierung in Nisnu-Rerab wegen deren reizvoller Gravierenametik zwar rechtzeitig besondere Denkmalschutzvor-

schriften verordnet, was die verschiedenen Auftraggeber jedoch nicht davor abhielt, dieselben auszuhehlen, inwendig funktionell zu modernisieren und nur gerade die Schauseite der Fassaden im alten Zustand zu belassen. Der Lärm der bei diesen Sanierungsarbeiten eingesetzten Baumaschinen war ohrenbetäubend und dauerte vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Hinzu kamen die Hotelneubauten und Ferienhäuser, die am Rande von Tumani immer zahlreicher wurden und eine ständige Erweiterung des Kanalisationsnetzes erforderten, nebst den damit verbundenen Grabarbeiten.

Der Gemeinderat von Tumani tagte nahezu pausenlos, ohne indessen der Fülle von anstehenden Problemen jemals Herr zu werden. Schweren Herzens gab er die Einwilligung in die von einer Planungsgruppe aus Nisnu-Rerab vorgeschlagene Korrektur der Sirza. Als die Gemeindeoberhäupter jedoch hernach bemerkten, dass die Begradigung des Flusslaufes nur eine Vorstufe zu seiner energietechnischen Verwendung darstellte, war es bereits zu spät, um noch dagegen Einspruch erheben zu können. Im übrigen war es den Fachleuten ein leichtes, die Tumanier von der Notwendigkeit eines Kraftwerkbaus zu überzeugen, da Tumani im Zuge seiner stürmischen Entwicklung selbstverständlich über die entsprechenden Mengen an Energie verfügen müsse. Immerhin anerbote sich die Direktion des Kraftwerks in entgegenkommender Weise, das trockengelegte Bett der Sirza an seinen markantesten Stellen mit Aluminiumfolien auszukleiden, so dass ein täuschend echter Eindruck von wild schäumendem Wasser entstehen würde. Desgleichen war man bereit, am Unterlauf der Sirza ein paar auf Rollen bewegte Boote vorübergleiten zu lassen – zur Freude der Touristen, die darüber hinaus die Möglichkeit erhalten sollten, gegen Münzeinwurf den einen oder anderen Wasserfall

für einige Sekunden lang in seiner ursprünglichen Schönheit zu erleben, was der Gemeinde überdies zusätzliche Nebeneinnahmen eintrage.

Schliesslich sprengte man auch den Ringwall aus Marmor, verkaufte die Quader an die Banken von Nisnu-Rerab und liess, um den schätzenswerten Charakter des Städtchens zu bewahren, an seiner Stelle einen flexibleren Hag aus Polyester aufführen. Und fast jedermann, der nach Tumani kam, pries den gelungenen Kompromiss zwischen alter und neuer Zeit. Was hingegen jene seltenen Tiere betraf, welche vormals auf dem grukonischen Felsplateau anzutreffen waren, so hatten sie entweder längst das Weite gesucht oder waren inzwischen ausgerottet worden. Namentlich der Opibos erfreute sich seines prächtigen Gehörns wegen grösster Beliebtheit unter den Nimroden, die ihm gleich zu Beginn der tumanischen Landnahme mit Fallen und Büchsen nachstellten, während sich der zutrauliche Kakuang sehr leicht von Hand fangen, in Kisten verpacken und an die verschiedenen neppotanischen Zoohandlungen verschicken liess, die infolge der starken Nachfrage nach dem possierlichen Tierchen beträchtliche Umsatzsteigerungen mit ihm erzielten. Glücklicherweise konnte jedoch von allen Tierarten je ein präpariertes Exemplar sichergestellt und dem Tumanischen Volkskundemuseum zugeführt werden, wo man sie gegen ein bescheidenes Eintrittsgeld von drei Piastern gebührend bewun-

dern und sogar kostenlos photographieren darf. Aehnlich verhielt es sich mit der einst weitverbreiteten Goldaurikel, die unterdessen eine wahre Rarität geworden ist, indem man sie, teils von unzähligen Füssen zertrampelt, teils von habgierigen Händen abgerissen oder unter Abfällen erstickt, immer weiter hinauf in unwegsamen Felspartien verdrängt hat. Aber da die Tumanier bald überall Neonlicht haben und folglich auf den milden Schein der phosphoreszierenden Blume nicht länger angewiesen sind, und seit der Verkehrsdirektor den glänzenden Einfall hatte, überall künstliche Goldaurikel aus Wachspapier auf den Wiesen auszustekken, um die ahnungslosen Touristen zu erfreuen, kann auch dieser Verlust letzten Endes verschmerzt werden.

So streben jährlich Tausende von Erholungsuchenden nach Tumani, und ihre Zahl ist ständig im Steigen begriffen. Dabei wüsste wohl kaum jemand von denen, die in Tumani zur Erholung weilen, genau zu sagen, was sie dort eigentlich suchen; denn es gibt nichts zu finden, was nicht längst unwiederbringlich verloren wäre. Aber irgendeinen Grund wird es ja wohl haben.



Gloor